

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

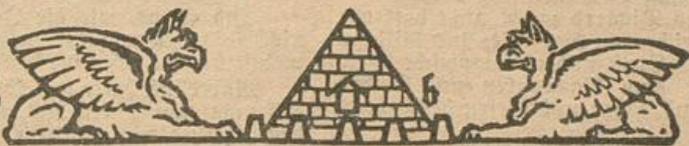
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933

26.3.1933 (No. 13)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 13



26. März 1933

Anselm M. Schmitt / Karlsruher Bürgerleben vor 175 Jahren

Vor genau 176 Jahren (1757) erschien jeden Donnerstag in Karlsruhe bei Michael Madlot ein „Karlsruher Wochenblatt“, das uns auf seinen acht Seiten Großoktav interessante Einblicke in das damalige Bürger- und Geschäftsleben eröffnet. In umständlicher Breite und mit gezierten Ausdrucksformen ergebener Höflichkeit bringt diese Zeitung des Markgrafen Karl Friedrich an erster Stelle „Polizeynachrichten“, dann Anzeigen des sehr bescheidenen Geschäftslebens und langatmige Mitteilungen aus dem Haushaltungs- und Handlungsweisen. Und wie heute meldete sie damals schon — allerdings in raumverschwendender Ausführlichkeit — von „Sachen, so zu verkaufen, so verloren oder gefunden wurden“. Auch fehlen nicht die genauen Marktpreise der Lebensmittel. Kurze Nachrichten über „Gelehrte Sachen“ nahmen das heutige Feuilleton ein, denen schon bald darauf eine eigene „Unterhaltungsbeilage“ folgen sollte. Auch die Rubrik „Vermischte Nachrichten“ bringt manch interessantes Zeitereignis aus der Landeshauptstadt und dem Kleinbürgerlichen Alltagsleben ihrer ersten Einwohner. Politische Nachrichten sind kaum zu finden.

Tagesgespräche über Krieg und Unruhen, besonders über den Siebenjährigen Krieg, die in der zur selben Zeit entstandenen „Privilegierten Karlsruher Zeitung“ (1758) dreimal wöchentlich ihren Widerhall fanden, führten aber schon in jenen Tagen zu einer Art von „Notverordnungen zum Schutze der Landesregierung“. So wurde am 11. Oktober 1756, um einer „höchstschädlichen Verbitterung“ Einhalt zu gebieten „auf das Ernsthafteste“ verordnet, daß sich jedermann „der Fällung eines Artikels über die Handlungen hoher Fürsten, wie auch des Herumtragens der mehrertheils theils auf Ungrund beruhenden Zeitungen ohnefehlbar enthalten und sich, wie ohnedem Christen geziemet, friedfertig betragen solle“. Dieser an sämtliche fürstliche Oberämter gerichtete „Befehl“ mußte sofort „in öffentlichen Druck gegeben und an gehörigen Orten angeschlagen werden“.

Die Notlage der Zeit brachte auch jene Karlsruher Bürger im April 1757 auf den Gedanken, „zur Ausstattung dürftiger Jungfrauen“ die Ledigensteuer einzuführen. Denn es sollten „billig diejenigen Mannspersonen, welche in den Umständen sind, zu heirathen, eine gewisse jährliche Steuer entrichten, wenn sie eine festzusetzende Anzahl Jahre erreicht und amoch ledig bleiben wollen“. Jeder aber — so tröstete man wie in unseren Tagen die Betroffenen — könne sich dieser „Auslage“, sobald er will, durch eine Heirat entledigen. In diesem Zusammenhang verdient ein Gesetz des regierenden Markgrafen Karl Friedrich vom 17. Februar 1759 Beachtung, wonach „kein Mann unter 25 und keine Weibsperson unter 18 Jahre“ heiraten dürfe, es sei denn, daß beide ein bestimmtes Einkommen nachweisen können. Die Grasschaft, wie jede einzelne Bürgerfamilie, sollte durch diese Maßnahme vor drückender Not bewahrt werden. In die gleiche Zeit fallen die Pläne zur Errichtung einer Kranken- und Sterbekasse, die in unserem „Wochenblättele“ ausführlich besprochen wurden und die man schon damals gerne verwirklicht hat.

Es war die Zeit, in der in Karlsruhe, das damals noch keine 3000 Einwohner zählte, die ersten Vereine entstanden. Solide Philistergesellschaften sagten wir zukünftig, wenn wir unter den „Vermischten Nachrichten“ vom 2. November 1757 nachlesen, wie

eine solchen gegründete, abends von 8 bis 10 Uhr tagende Gesellschaft um Mitglieder warb: „Regeln gäbe es noch keine“, so heißt es da. „In der Gesellschaft liest man Zeitungen, raucht Tabak und trinkt Mannheimer Bier ohne alles Spielen!“

Ein bodenständiges Theater besaß Karlsruhe noch nicht. Herumziehende Schauspieltruppen warben um die Gunst der Höfe und um geneigtes Gehör ihrer Untertanen. Vielleicht bedeutete unseren Karlsruher Vorfahren die Vektüre ihres Theaterprogrammes auch ein größeres Erlebnis, als es uns heute vorstellbar ist, denn der Theaterdirektor selbst pries seine Kunst an mit Worten, wie: „Alle reipetive geehrte sowohl hohe Standes — als andere Personen werden unterthänigst, gehorjamst und ergebenst gebeten, das Theater mit Ihrer Gegenwart zu beehren.“ Und an der Stelle unseres heutigen „Beginn: 7 Uhr“ lesen wir: „Alle Tage um 7 Uhr wird der Anfang gemacht.“ Ausdrücklich wird sodann der eigentliche Zweck der Stücke betont. „Sie sollen die Sitten und das Herz bessern, die Tugend fühlbar und das Laster abscheulich vorstellen und doch auch zugleich vergnügen.“

Wenden wir uns nun den bescheidenen Kunstgenüssen zu, die in der Tagespresse unserer Stadt von 1756 anspruchlos Bürger verlocken sollten, so vergegenwärtige uns das Folgende, was in jener guten alten Zeit an Wertwürdigem — und wohlgeremert in vollem Ernst! — sich zutragen konnte. Damals wohnte im hiesigen Darmstädter Hof ein angeblich berühmter „Harsenist“ aus Heidelberg. Er könne, so kündigte dieser an, aber nicht nur die Harse spielen, sondern besitze auch eine besondere Geschicklichkeit, Flecken aus Kleidern, es sey von Farbe wie es wolle, herauszubringen. Sicherlich stannen wir heute, wenn uns derselbe „Künstler“ ferner versichert, daß er alle „mit Zahnschmerzen behafteten Personen ganz ohnentgeltlich“ behandle. — Wo findet sich heute noch solch ein musikalisch-chemisch-medizinisches Universalgenie!

Von Interesse ist weiterhin, daß in dieser Zeit mit dem Titel „Herr“ nur Adelige und vornehme Fremde in den Fremdenlisten geehrt wurden, die Bezeichnung „Monsieur“ dagegen einen verächtlichen Belgeschmack gehabt hat. Man konnte da z. B. lesen: „Herr von Voltaire, ein berühmter Gelehrter“ neben „Monsieur Stanislaus, ein Student aus Leipzig“, oder „Monsieur Variuß, ein Musikant mit Frau und Kamerad“.

Eine große Rolle im Karlsruher Wochenblatt und im Tagesgespräch bildeten natürlich — wie heute noch — die Mitteilungen „Aus dem Gerichtssaal“, welche Diebstähle und besonders den Ehebruch schonungslos brandmarkten. Genau wird die Täterin in ihrer Kleidung und in ihrem Aussehen beschrieben, die man eine Stunde auf den „Raststein“ stellte und sodann auf ewig des Landes verwies.

Schließlich gab es auch einen, für unsere heutigen Begriffe zwar reichlich humoristischen „Briefkasten“, der unter dem Kennwort „Aufgaben“ um manche, für unsere Vorfahren besonders wichtige Auskunft befragt wurde. So lesen wir im Sommer 1757 zwei Fragen, denen, da keine Antwort später zu finden war, wohl brieflich Bescheid gegeben wurde, nämlich: „Ist es der Gesundheit zuträglich, wenn man öfter badet?“ Und am gleichen Tag: „Ist kein bewährtes Mittel, die ausgefallenen (!) Haare auf dem Haupte wieder wachsend zu machen?“ — O, du gute alte Zeit! —

Hermann Voegele / Die Sandalenmachergasse

Ein Roman aus dem Rom des Kaisers Marc Aurel von Rik Petersen.

Dieses Buch des dänischen Schriftstellers hat bei seinem Neuerscheinen von 1992 in Dänemark einen Riesenerfolg gehabt und auch bei seinem Erscheinen in der deutschen Übersetzung im Verlag Vangsen-Müller, München, gewaltiges und berechtigtes Aufsehen erregt.

Der Dichter ist mit diesem großen kulturhistorischen Roman aus spätrömisch-frühchristlicher Zeit mit einem Schlag als bedeutender Dichter in die Literatur eingetreten und verdient mit diesem bedeutenden Roman auch in Deutschland größte Beachtung.

Die Bedeutung dieses Werks liegt gegenüber anderen nur historischen Schilderungen in der Verlebendigung des Stoffes für das Verständnis der Gegenwart und gewissermaßen in der Erlebung Roms für die Gegenwart. Der Leser lebt in der faszinierenden Schilderung der Ereignisse und Gestalten mitten in den Begebenheiten.

Der Dichter erreicht diese Wirkung durch eine glänzende Beherrschung des historischen Stoffes, die nicht aufdringlich, sondern gleichsam nebenbei mit großer Erzählungskunst in den anscheinend lose zusammenhängenden Kapiteln vorgetragen wird und an sich schon durch seine geniale Verwendung Bewunderung erregt.

Die realistische Schilderung des Dichters macht nicht halt vor der Verwendung moderner Vergleiche, um den Leser ins Bild zu setzen. Witze und Humor sowohl als Ernst und philosophische Tiefe geben dem Leser reichlichen Stoff zum Nachdenken und Selbsterkenntnis über die heutige Zeit und Höhen und Tiefen des Lebens und damit reichen Gewinn.

Der Dichter wird trotz dieser realistischen Schilderung im Gegensatz zu „moderner“ Literatur nicht banal oder lästig, sondern bleibt immer in vornehmer Zurückhaltung. Starke realistische Szenen wechseln mit zarten Schilderungen, wo es sich um Frauenfiguren handelt.

Aus dem täglichen Familien- und Straßenleben heben sich Auftritte von unvergesslicher Eindringlichkeit und monumentaler Größe heraus: Die Feier der Saturnalien mit Festmahl, Gelage und Spiel, der Vorbeimarsch der nach den Parthierkriegen siegreich in Rom einziehenden Legionen an ihrem Feldherrn, Avidius Cassus, und gleichzeitig — der Einzug der Pest, die fortan als unheimliche Macht ihre furchtbare Geißel über der siebernden Großstadt schwingt, die nächtliche Abfuhr der Pesttoten, der Kreuzestod eines Christenklaven, das Orakel des Oberpriesters der Isis, Gottesdienst und Verhaftung der Christengemeinde, die packende Gerichts Szene und — unter Lob- und Dankgesängen — der Zug der zur Strafarbeit in den Bleigruben Sardinien's Verurteilten nach dem Hafen Ostia.

In diese gewaltigen Schilderungen sind die volkstümlichsten Kleinfiguren aus der Sandalenmachergasse und aus dem Straßen- und Familienleben in meisterhafter Weise verflochten.

Man merkt sofort, daß die Studien aus persönlichen Erlebnissen des Dichters, den ein sehr bewegtes Leben durch die Welt geführt und mit allen Volksschichten in Berührung gebracht hat, gewonnen sind.

Der römische Schulterphilosoph Pedanius ist eine köstliche Figur, der Dichterling Marcellus, der Held der Erzählung, in seiner Schwachheit und Zerrissenheit zur höchsten Liebe der Enttäuung emporgeführt und in dem Augenblick unter dem Schwertkreich eines Soldaten gefallen, als er diese Liebe bekennen will.

Die zarteste Schilderung und das Loblied der werdenden Mutter findet sich in dem Kapitel „si me amas“ und in der Schilderung des Besuchs des Isis-Tempels der Sklavin Ruth.

„Zehntausend Frauen erschaffen die Götter zum Unglück der Männer;
Einer nur unter zehntausend verleihn sie die Gabe der Liebe.“

Das Zwiegespräch zwischen Papirius und seinem Sohn Marcellus über die Dichtkunst sei hierhergesetzt:

„Man ist zuzeiten geneigt, zu vergessen, daß ja überall Gedicht wird in Beton, in Stahl, in Basalt, in den tausend Stoffen mit denen wir suchen, unsere Seelen an den Staub zu fesseln. Ein Gedicht aber muß jeder von uns machen, und zwar aus dem an schwierigsten zu behandelnden Material der Erde: aus unseren eigenen widerspenstigen Herzen!“

War dies Papirius? Marcellus horchte ungläubig, und sein Vater machte es ihm nicht leichter, als er fortfuhr: „Und der Sinn und der Zweck des Lebens, mit denen ein Dichter vor anderen oft oftmals herumschlagen muß, bis er stirbt . . . Ich denke mir, daß die Kraft, die in dem Stein, der verwittert, im Pulsschlag des Blutes, in dem Lächeln der kleinen Kinder lebt, einmal als ein lachende Bestätigung dem Herzen antworten wird, daß sein Strophe bis zu Ende gedichtet hat. Und ich glaube, früher finde wir die Formel nicht.“

„Meinst du, ich sollte überhaupt keine Gedichte machen?“ wendet Marcellus ein.

„Ich meine, wie die Juden, daß, wer den Gürtel anlegt, nicht so rühmen sollte, wie wer ihn ablegt!“ „Aber ich — wie meinst du, soll ich tun?“

Marcellus hatte das Gefühl, als bitte er den Alten zum allererstenmal um einen Rat, und als fange der Alte an, alt zu werden. — Und wie wenn er in den Gedanken des Marcellus leben könnte, antwortete Papirius gerade, als er seine Vortreppe hinaufstieg und die Türglöcke zog:

„Es ist hübsch von dir, daß du mich fragst. Oh, das verdammt Podagra! Ob's wohl unter der Republik auch Podagra gegeben hat? — Es handelt sich ja nicht darum, wieviel Verse du dichtet oder nicht. Wenn ich du wäre, würde ich mich dem Leben in der Arme werfen, dem Leben, das fern von Vergnügungen und Gesellschaften auf dich wartet. Das lachende, jammernde und schäumende Leben, weißt du. Etwas niederzutreten oder versuche dich selbst niederzutreten zu lassen. Sorg' dafür, eines Tages an Rand des Abgrundes zu erwachen! Und dann such deine Scharben zusammen und schreib dein Gedicht! So leicht ist es! So verflucht schwer! Und bei den Göttern! der Beifall der Bühnen wird zu dringen, wenn wir Fünfhundert dein Gedicht in uns aufgenommen, es an unseren Herzen erwärmt haben und es in unseren Tränen haben glänzen lassen. Und . . . Jupiter, was für ein so offenes Gewäsch!“

Diesem Zwiegespräch sei auszugswise das andere Zwiegespräch zwischen Marcellus und Cäcilia gegenübergestellt:

„Bedurch wird ein Mann zum Dichter, antwortete sie auf seine Frage, oder ein Vers zum Kunstwerk? Wenn ich glaubte, könntest dir daran genügen lassen, ein Blumenhirte oder ein Weidener-Besinger zu sein, so wäre ich nicht um die Antwort im Zweifel. Ach, die geschäftigten, flinken Bürglein — stell sie dir einm vor, wie sie dabei sind, ihre Schachteln zurechtzubasteln, in die nichts hineinzutreten haben — und in denen übrigens auch nicht sein kann. Den einzigen Stoff für ein großes Gedicht bilden die Angelegenheiten der Menschen — der armen, liebenswerten Menschen. Bedurch entsteht ein großes Gedicht, liebe, kleine Schmeichler?“ fragte Marcellus.

Sie antwortete ohne Schwanzen: „Nur durch Liebe, mein lieber, tüchtiger Bruder! Nur Liebe ist imstande, die Brust eines Menschen aufzureißen und zu zeigen, was für ein ärmlicher Dreckklumpen sein Herz ist. Und nur Liebe ist imstande, einem Menschen zu zeigen, wie liebenswert Menschen sind.“

Friedrich Singer / Terzinen um Schloß Favorite

Im Herbst, wenn die Kartoffelfeuer brennen,
dringt mit dem Rauch die Sehnsucht in das Blut,
die alte Heimat wieder zu erkennen.

Dann greift der Wanderer jäh nach Stock und Hut
und steigt von des Granitgebirges Schwelle
zur Ebene, die weich in Dünsten ruht.

Berlmutterfarbnes Lichtes Flimmerhelle
lockt ihn, die grüne Weite zu betreten,
magnetisch aber zieht ihn eine Stelle!

Als sommerlau die Mittagsklüfte wehten,
bog seine Straße in ein Wäldchen ein,
wo eine Klausel steht zum Einsambeten.

Der Raum sah einst die selbügewählte Fein-
der hochgemuten Markgräfin Sibylle,
die streng sich geißelte von Weltlust rein.

Zweihundert Jahre schon deckt Grabesstille
das Betelgeheimnis einer Dulderin,
die aufrecht hielt ihr männlich starker Wille.

Ein Schander will des Mannes Brust durchziehen —
er heißt ihn, aus der Klausel düsterm Rande
zum lichten Horn der Allee entfliehen.

Und sieh! da schimmert schon im Hintergrunde
das holde Schloßchen spätbarocker Lust,
wo Kunst und Kühnheit mit Natur im Bunde
ein Denkmal setzten — würdevoll bewußt —
im letzten großen Still dem herben Weibe,
das klug verschlossen hielt die wunde Brust!

Neugierig stand mit vorgebengtem Leibe
der Mann gebannt und sah das Schloß verwundert
im Goldton schimmern zwischen Buchs und Eibe.

Ein Zauber aus dem glühenden Jahrhundert
der Fürstenlaune hielt den Sinn umfängen —
bis rauhes Rabenkrächzen ihn ermuntert.

Geäst zerknackte, seine Schritte drangen
durch Strauchwerk-Dickicht in den freien Park,
wo zum Altan sich edle Treppen schwangen.

Der Wandrer aber hatte nie so stark
dies Schloß erfüllt und jene Frau gefeiert,
die einstmal's Mutter war der Badnermark.

„Jedweder Lobspruch wäre plump gefeiert!“
Dies denkend setzte er sich fromm gelassen
zum Teich, den wogendhohes Schilf umschleiert.

Sein Rundblick schweifte losend durch die Massen
uralter Eichen, Ulmen, dunkler Piniens,
die in des Parles nordisch herbe Gassen
einbrachen mit der Weichheit welscher Pinien;
und eine Trauerweide, morsch und alt,
erwürgten Schlingen wuchernder Glycerinen . . .

Auch ihn umschlingt jetzt eines Traums Gewalt:
Eritt nicht, das stolze Haupt voll Kränkellocken,
auf den Altan dort eine Lichtgestalt?

Ja, von der Treppe, wo zwei Mohren hocken,
naht steifen Schritts ein fremder Kavaliere:
Die braunen Kerle neigen sich erschrocken!

Es folgt der höflichen Gesellschaft Bier,
die Damen schäferfelig zu umschwärmen,
bemühen sich Stutzer, Mönch und Offizier.

Wie spassig harmlos diese Leutchen lärmten,
geistreich französisch mit geschminkten Lippen!
Neh, hier scheint keines grübelnd sich zu härmten.

Von allem gilt es flüchtig nur zu nippen!
In Spielen, Scherzen voll Galanterie
sieht man gepuderte Perücken wippen.

Zum Tanze lockt die dünne Melodie
aus dem Spinett im goldnen Spiegelsaale:
Eil graziosern Taktschritt sah man nie!

Da tritt von hinten eine marmorsahle,
kraftvolle Göttin fremd auf den Balkon:
O diese trank des Daseins bittere Schale!

Um ihre Lippen zuckt ein leiser Hohn . . .
Und zärtlich reicht der Mutter seinen Arm
des großen Türkenfiegers schwacher Sohn.

Und schon wird sie erspäht! Doch der Alarm
bricht durch die Gasse unhörbar sich Bahn:
Wie Eiseskälte legt sich's auf den Schwarm!

Sibylla schwankt; scharf nagt des Hungers Zahn:
Seit gestern abend hat sie nichts genossen,
die Geißel hat ihr blutiges Werk getan.

Verstummt sind längst des eitlen Völkchens Füssen
im Anblick dieser hochgestirnten Frau,
um deren Haupt des Gatten Ruhm geklossen.

Sie aber löst die halberstarre Schon
mit einer heheltsherrlichen Gebärde
und schwindet lächelnd in den dunklen Bann.

Sie hat durchschaut des Lebens Lust und Fährde . . .
Verblutend stirbt der letzte Sonnenstrahl,
und oh! der ganze Spul sinkt in die Erdel

Selbst aus dem dichtverhangnen Speisesaal
kein Geigenstrich, kein noch so leises Flüstern:
Das Schloß steht feierlich, doch tot und taub.

Kein Bachslicht fladert auf den Marmorlüstern,
obwohl die Nacht nun drohend niedersinkt
und um das Türmchen schwere Schatten düstern.

Am Berggrund hinten schon ein Stern erblinzt
und weckt des Träumers starres Augenpaar:
Die Wirklichkeit kommt nächstern angehinzt!

Jedoch ein Nachglanz rieselt wunderbar
um Herz und Stirne, die sich gläubig neigen:
Solch' ein Erlebnis, ewig bleibt es wahr!

Fromm zieht der Wandrer ins besternte Schweigen . . .

Sophia Steinwarz / Der Garten

Wenn man sich auf der Hauptstraße des ländlichen Städtchens
durch schnatternde Gänseherden und beladene Heuwagen heim-
wärts den Weg gebahnt und in dem großen Hofstort die kleine
Pforte aufgeklüfft hatte, läutete oben mit blechernem Ton ein
Glöckchen und schetterte noch lange nach. Auf diesen Klang erschien
an dem ersten Fenster des Erdgeschosses der Dufel, dessen Schreib-
pult sich in der Nähe befand, damit er alles, was kam und ging,
leicht in Augenschein nehmen konnte. Er hatte die Brille auf die
Nase geschoben, sein rotes Gesicht glänzte vor Freundlichkeit, als
er mich erblickte:

„Ah, du bist es, Kind“, sagte er, „geh' nur gleich in den Gar-
ten, was du dir dort für's ganze Jahr holst, das kann dir kein
Apotheker geben.“

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, und als er wieder hinter
seinen Kerntobüchern verschwunden war, ging ich langsam mit dem
Gefühl süßer Erwartung, daß ich heute nach langen Jahren noch
im Herzen spüre, an der Haustreppe mit den Oleanderbäumen
vorüber: und bog um die Ecke in den rückwärtigen Hof. Der war
halb überschattet von dem Dämmerlicht einer großen Linde, und
von dreien grüfte und winkte der Garten so verlockend herab,
daß ich schnell die Stufen der breiten Treppe emporsprang, um in
seine weitgeöffneten, grünen Arme zu fliegen. — Bis heute habe
ich noch nicht das Geheimnis ergründen können, mit dem du mein
Herz verzaubert hast, du lieber, stiller, grüner Garten. Licht und
Schatten, Ahnung und Traum hast du in meine Seele gesenkt. Ich
aber kann nur dein äußeres Bild wiedergeben.

An der linken Seite zog sich ein langer Nebengang hin, der die
Mauer des nebenliegenden Anwesens verdeckte. Davor blühten
auf beiden Rabatten im Wechsel der Jahreszeiten die mannig-
faltigsten Blumen, fröhlich und bunt. Ich sehe noch vor mir die
durchsichtig zarten roten und gelben Gloden der Tulpen, vom
Frühlingswinde leise hin und her bewegt, und Dicytra, das trä-
nende Herz, blaßrot und geheimnisvoll in der Sonne träumend.
Auf der gegenüberliegenden Seite war der Garten durch hohe
Obstbäume: und Blumenbeete abgeschlossen, dahinter war eine weit-
läufige Gemüsepflanzung. Ein kleiner Nebenbau des Wohnhauses
stieg mit seinem Glashaus bis zum Garten empor. Hier wurden
die Blumen überwintert, ein paar Stufen führten aus dem Glas-
haus in den Garten hinauf. Daneben lag, von Schilf und Schwert-
lilien umstanden, der Brunnen, aus dessen Wasser der Garten ge-
tränkt wurde. — Als Mittelpunkt aber, der zuerst die Blicke auf
sich lenkte und gleichsam alles zusammenfaßte, grünte der weite
Rosenplatz, den löbliche, hochstämmige Rosen wie ein farbenpräc-
tiger Kranz umgaben. O duftender Reichtum den Sommer lang!
Geheimnisvolles Blühen, an dem ich mich nicht satt sehen konnte.
Mitten im Rasen stand auf einem Postament eine große Blatt-
pflanze, unter deren stacheligen Blättern kleine Vögel ihre Brut
geborgen hatten und munter aus- und einschlüpfen. Damals
grünte ein Feigenbaum, dessen reife Früchte ich pflücken und ge-
nicken durfte. —

Das Schönste und Wunderbare war, daß der Garten eigentlich
kein Ende nahm. Er verlief sich in eine grüne dämmerige Tiefe,
wo Ephen und Immergrün um alte Sandsteinbänke wucherten.
Ich schritt durch ein grünumpionenes Tor in den Wald, der sich
in schmalen Terrassen am Berg hinaufzog. Im Frühling war der
Abhang blau von Veilchen und ihr süßer Hauch schwebte über dem
Garten. Kam im März der Geburtstag des Dufels, so durfte ich
einen großen duftenden Strauß für ihn pflücken. — Im Walde
herrschte Stille und Stille. In der Verborgenheit konnte ich
meinen Träumen nachhängen, horchte auf den hellen Ruf der Mei-
sen und das leise Rauschen, wenn die Vögel durchs Gebüsch schlüp-
ften. Manchmal hörte man von einem benachbarten Hofe Hühner-
gackern. An Sonntagen kam weither ein tiefes Gefächte und die
Schläge der Kirchenglocken fielen langsam und schläfrig in die Son-
nenstille. — Die obersten Treppen, die den Berg hinaufführten,
waren haufällig, allein durfte ich den Hügel nicht ersteigen. Aber
manchmal abends nahm mich die Tante bei der Hand und führte
mich behutsam empor, wo dann beim Sonnenuntergang das Städt-
chen glänzend und friedlich vor unseren Blicken lag, weite Wiesen
und Weinberge in einen goldenen Flor gehüllt waren und in der
Ferne die Wellen des Rheins funkelten. —

Der Garten war ein Vogelparadies. Niemals wurde eine
Katz hier geduldet und jede, die sich sehen ließ, sofort verschont.
Der Dufel hatte da und dort in den Bäumen Brutkästen ange-
bracht. Die Vögelin fühlten sich hier sicher und froh, und vom
Tagesgrauen bis zum Abend war der Garten von Vogelgezwit-
scher erfüllt. Wenn ich auf der Bank unter einem breitästigen
Baum mit tief herabhängenden Zweigen saß, kamen oft die
Schwalben und fütterten ihre Jungen dicht vor meinen Augen.
In der Abendkühle schossen sie pfeilschnell mit hellem Schrei durch
den Garten und flogen ohne jede Scheu dicht an mir vorüber, so
daß ich manchmal an meiner Wange die Berührung ihres zarten
Körpers zu fühlen glaubte. Die Vögel waren an die Menschen
gewöhnt und lebten mit ihnen. Der Küchenvorraum ging direkt
in den Hof hinaus und hatte eine Glasstür, deren Flügel im Som-
mer immer offen standen. Da sah Tag für Tag ein Schwälbchen
auf dem niedrigen Fenster lange Zeit, schaute ruhig zum Garten
hinauf und zu uns herab. Wir wußten nicht, was es wollte. Es
schien sich wohl zu fühlen und mir machte es Freude, zärtliche,
vertrauliche Worte an das Tierchen zu richten, die es manchmal
mit hellem Gezwitscher erwiderte. In harten Wintern wurden die
Vögel oft gerettet, indem man sie im Glashaus des Gartens füt-
terte und erwärmte. Eine Nachtigall war ganz erstarrt draußen
gefunden worden, sie lebte in der Wärme und Pflege wieder auf.
Im Frühjahr ließ man sie hinaus, und dann kam sie nach einiger
Zeit und trippelte mit ihren Jungen zutraulich um uns herum. —

Die Tante und ich saßen oft beisammen in einem runden Gar-
tenhäuschen, das mit Klematis umzogen und nach allen Seiten
offen war. Es lag am Ende des Nebengangs nach dem Hause zu.
Sie nähte und stückte, ich beschäftigte mich mit meinen Puppen oder
sonst einem kindlichen Spiel, dazwischen hatten wir mancherlei

Gespräch und Unterhaltungen. So herzlich sich Erzieher und Kind einander nähern und so gut sie sich verstehen mögen, manchmal tauchen doch unbedeutende kleine Mißverständnisse auf, die im Herzen des unwissenden Kindes einen feinen Stachel zurücklassen können. Einmal sagte die Tante freundlich und schob mir den großen seidengefütterten Strohhut, den ich zum Schutze gegen die Sonne trug, ein wenig aus der Stirn: „Du doch den häßlichen Hut weg, daß ich dein liebes Gesicht sehen kann.“ Ich brach darauf in bittere Tränen aus, denn es war mir sehr schmerzhaft, daß sie den Hut, den meine Mutter mit Sorgfalt für mich hergerichtet hatte, häßlich nannte. Ich konnte ihr auch nicht antworten, als sie mich nach dem Grund meines Kummers fragte; ihr war dieser plötzliche Schmerzensausbruch rätselhaft, und ich konnte ebenso wenig begreifen, daß sie eine so tränkende Aeußerung hatte tun können, wie es mir in meiner kindlichen Dummheit erschien. Solch' kleine Vorkommnisse waren aber nur Schatten, die gelegentlich für einen Augenblick die Sonne umzogen, im allgemeinen strahlte sie wolkenlos in diesem Garten-Paradies.

Einmal als ich ganz still saß, mit großen Augen in den blühenden Garten hinausschaute und auf das Summen der Bienen und das Gezwickler der Vögel lauschte, fing die Tante an, leise zu erzählen. Es war, als sei ihre Stimme irgendwo im Garten aufgetaucht und gehöre zu ihm, ja, als sei sie die Stimme des Gartens selbst. Sie sprach von all den guten, schönen und freundlichen Wesen, die die Natur bevölkerten. Es war sehr wunderbar, was sie sagte, aber wenn man da saß und in den Garten schaute, schien alles ganz natürlich und selbstverständlich. Die Heizelmännchen, die den Menschen so freundlich und gefällig sind, hausten gewiß dort im Berge unter dem Walde. Wenn ich recht fleißig und brav war, so würden sie mir einmal beistehen in einer schwierigen Arbeit. Tagsüber schliefen diese lieblichen und seltsamen Geschöpfe und kamen in stillen, feierlichen Nächten aus ihrem dämmerigen Versteck. Am liebsten hätte ich die zarten Elfen besauht, die in ihren silbernen Schleiern auf dem Rasen und um die Büsche tanzten, wenn der Mondschein über dem Garten lag. Ich nahm mir fest vor, wach zu bleiben und mich nachts ans Fenster zu schleichen, das nach dem Garten hinausging. Aber immer wurde

ich vom Schlaf übermannt und erwachte erst, wenn die Sonne schon im Tau glänzte, der an den Blumen und Gräsern hing.

Oft und viel erzählte mir die Tante noch, und ich wurde nicht müde, zuzuhören. Der Garten schien mir immer geheimnisvoller in seiner stillen Herrlichkeit.

In jener Gegend herrschte im Sommer eine große Hitze. Wenn gegen die Mittagszeit die Sonne über dem Garten brannte, wurde ich ins Haus gerufen. An einem ovalen Tisch saß ich dem Dunkel und der Tante beim Mittagmahl gegenüber. Zuerst konnte ich kaum etwas wahrnehmen, denn man hatte, um die Hitze auszuschließen, schon am Morgen die zwei Fenster mit den schweren, dunklen Vorhängen, fast ganz verhüllt. Aus dem Dämmerlicht traten dann allmählich die wenigen, dunklen eichenen Möbel hervor, ein großer Speiseshrank nahm nahezu die ganze Rückwand des Zimmers ein, in ziemlicher Höhe lief ein Gefäß um den Raum und trug zinnerne Becher, Teller und bunte Krüge. Was immer von neuem meine Aufmerksamkeit fesselte, waren die zwei großen Rosen-Stilleben an der Rückwand zu beiden Seiten des Speiseshranks. Sie leuchteten mit ihren blühenden Farben geheimnisvoll durch die dämmerige Stille. Mir war es, wenn ich sie betrachtete, als ob sie sich aus dem glühenden Sonnenbrand draußen in die holbe Kühle geflüchtet hätten.

Immer wieder mußte mir die Tante ihre Namen wiederholen, die ich selbst nicht aussprechen konnte, die aber, in Verbindung mit dem Anblick der Rosen, für mich einen zauberischen Klang hatten: La France — Marechal Niel — Gloire de Dijon — mir schien es, als müsse weit über dem Meer ein wunderbares Land sein, aus dem diese herrlichen Blumen zu uns gekommen waren.

Manche Stunde und manchen Tag mußten wir bei der großen Hitze oder bei sehr schlechtem Wetter im Hause zubringen. Aber der Garten war überall, das ganze Haus war von ihm erfüllt. Man brauchte nicht zum Fenster hinauszusehen und hatte doch das Gefühl seiner Gegenwart. Draußen blühte und grünte er in stiller Schönheit und sandte uns unaufhörlich einen Strom von Licht und Lebensfreude.

Friz Knöller / Huan Jü's Teppichschulden

Am letzten Tag des alten Jahres saß der Töpfer Huan Jü vor seinem Herd, in dem er Vasen und Tassen brannte, und am Fenster bemalte das Töchterchen Tsie Schalen aus Ton und Porzellan. Zuweilen schielte das Mädchen durch ein kleines, mit einer erwärmten Münze aufgetautes Loch im Fenstereis; denn das halbe Jahr war um, wo der Schuldner mit einem Lächeln an seinem Gläubiger vorbeigehen konnte. Und Jü hatte Schulden und mußte auf seiner Hut sein.

Flies Augen waren schon ein wenig wund vom vielen Schnee, aber sie blickte immer wieder durchs Fenster, damit ihr ja nichts entgehe. Und nebenbei sollte sie eine quarzgrüne Blüte malen, die von einem Eiszapfen umklammert wird.

Immer dichter wurde der Schnee, gegen die Scheibe klatschte er wie eine flache Hand. Draußen war nichts mehr deutlich zu sehen, gar nichts mehr, und so kam es, daß Gesser Tschai, der Gläubiger, im Schneewehen ganz unbemerkt wie an einem zitternden Wandschirm entlang schlüpfte und plötzlich auf der Schwelle stand. Huan Jü konnte nicht mehr durch die Hintertür schlüpfen und sah wie ein Hase neben dem Zaun des Nachbarn verbergen.

Tschai, der Teppichhändler, klatschte seinen Säbel auf den Tisch und rief: „Mein Geld!“ — Jü konnte wundervoll erkaunte Augen machen. „Für deinen lumpigen Teppich auch noch Geld?“ — „Dann gib ihn her, den lumpigen Teppich!“ — „Ich hab ihn auf den Mist geworfen.“ — „Du hast ihn —!!?“ Tschai konnte von der Steppe her gegen den Wind brüllen. Jü wandte sich wieder seinen Vasen und Tassen zu. Tschai lief zur Tür hinaus, kam aber gleich wieder, zwei Träger hinter sich, und die Träger begannen, Jü's Töpfe, Tassen und Schalen in mannhohle Säcke zu verstauen. Tschai sagte leiblich: „So, Freund.“ In Tschai steckte ein Schuß altturkistanischer Räuberblut.

Der Morgen des neuen Jahres brach an, und wer nicht gestern des Schuldners habhaft geworden, mußte sich gedulden bis zum fünften Tag des fünften Monats. Viele liefen in Festgewändern umher, auch Tschai und sein Weib, aber einen Teppich um die Schultern wie Jü hatten sie nicht.

Und Tschai kannte vor allen Leuten seine Pflicht. Er umarmte den Töpfer und sagte, die Augen auf den Teppich gerichtet, den

Jü noch immer ihm schuldete: „Werde reich in diesem Jahr, Huan Jü!“

Am zweiten Tag des neuen Jahres standen die Spieltische auf der großen Handelsstraße. Tschai würfelte mit Butan, dem Libetaner. Schlechlich verneigte sich Butan und ging mit leeren Taschen weg. Tschai müsterte den Kreis der Gaffer. Stand da nicht Jü mit fleischgefrorenen Ohren?

„He, Huan Jü, ein Spielchen?“

Jü antwortete nicht.

„Komm, Freund, ich schief dir einen Groschen vor. — Nein, wirklich. Deinen Teppich laß ich für ein halbes Jahr ungeschoren.“ Tschai ließ sein räuberisches Lachen hören. Und Jü nahm die Münze, verbeugte sich und ließ dem andern den ersten Wurf.

Was dachten die Würfel in der Hand Jü's, die vom Ton sanft gerötet war? Al Augen zeigten sie. Tschai stampfte sein Lachen über den Tisch: „Das als Vorsprung, armer Wicht!“ Doch Jü gewann, gewann, und bald ging die Ladung Teppiche drauf, die Tschai auf dem Rücken der Kamele in die Stadt Su-tschou geleitet hatte. Tschai's Lachen erlosch. Der Töpfer aber sagte nur „bitte“ und „danke“ und lächelte kaum.

Gegen Abend kam ein rotgefrorener Junge gelaufen, der Tschai am Ärmel zupfte, doch Tschai war nicht der Mann, dem seine Frau das Spielen unterlagen konnte. Gleich aber blieb die Zuneigung, welche die Würfel für Huan Jü hegten. Mitten in der Nacht begaben sich die Gaffer von Su-tschou auf ihre Behen, als es ruckbar wurde, daß der Turkestaner seine Häuser im fernem Kaschgar auf die Würfel setzte. Groß war sein Glück, als er verlor, und die Gaffer wichen vor seinen Schreien zurück wie vor nebel-schnaubenden Rössern.

Und wieder kam der Junge, blaugefroren, plärrend in der kalten lampenhellen Straße. Nichts Gutes meldete der Sohn dem Vater; denn Tschai schlug den Säbel auf den Tisch und rannte die Straße hinunter, blindlings zum Facktor hinaus. Der Geist seiner Frau, der Geist einer Erhängten, sah ihm im Genick!

Huan Jü aber stopfte mit glücklichen Händen den Mund seines hölzernen Küchenaottes voll Backwerk, damit er im Himmel auch günstig über die Jü'sche Familie berichte.

Georg Eutter / Segelfahrt

Wie zerrt unser Schiff
ungeduldig am Seil!
Ein hastiger Griff —
auf wie ein jagender Keil!

Nun gibts kein Zurück,
das vor dem Sturze bewahrt,
umsteuern den Pfeiler mit Glück
in verwegener Fahrt.

Aber die Freundin im flatternden Haar
stärkt mich mit mutigem Blick,
mitten durch alle Gefahr
lenkt sie mit Kraft und Geschick.

Himmel in leuchtender Pracht,
Stadt an die Berge geschmiegt —
Doch Auge und Hand haben acht:
Schifflein sich wendet und fliegt.

Wieder hebt schnell sich der Mast,
in Segel greift lustig der Wind,
daß spritzend die Flut uns erfasst
und wilder das Spiel jetzt beginnt.